

GUTEN MORGEN, HAST DU GUT GESCHLAFEN?

I. Die Bruchbude, in der ich wohnte, lag in Prenzlauer Berg, in der Nähe der Schönhauser Allee. Mit zwanzig hat man eine Menge Flausen im Kopf. Ich schäme mich nicht, es zuzugeben. Ich träumte genauso wie andere Frauen meines Alters von einem Märchenprinzen, von einem Romeo, den ich anhimmeln und bewundern konnte, der mir Geist und Seele nährte, der mich inspirierte, leitete und umsorgte. Kurz und gut, einen Mann, der sich für mich den Arsch aufriss. Jenseits meiner Träume führte mich das Schicksal geradewegs in die Fänge eines Mannes, der mich im Sturzflug auf den Boden der Realität zurückbrachte. Ich traf ihn gleich am ersten Tag im Hausflur. Er war aufdringlich wie eine Schmeißfliege. Seine Worte waren eine Zumutung für jeden, der ein bisschen Verstand im Kopf hatte. Eine Dummheit an die andere reihend fiel er gleich mit der Tür ins Haus. «Bist du verheiratet?», fragte er mit dem gierigen Blick einer Hyäne. Seine Lippen waren klatschnass, und bald klebte sein Speichel in meinem Gesicht. Er nahm es nicht wahr. Ich vermutete, er war einsam, und wie all diese Menschen, beschäftigte er sich nur mit sich selbst. «Warum studierst du?», wollte er wissen. «Frauen gehören an den Kochtopf. Sie sind für ihre Männer da, um Kinder zu kriegen ...» Ich schüttelte den Kopf. «Was, du willst keine Kinder? Das glaube ich nicht. Jede Frau wünscht sich Kinder, da muss nur der Richtige kommen!» Zu allem Überfluss riss er sein Maul auf und gurrte ein irres Lachen. Wahrscheinlich gefielen ihm seine Worte. Angewidert sah ich ihm ins

Gesicht. Es war das eines Riesenbabys, aufgequollen, feinporig und fahl. Gerade wollte ich mich abwenden, da erzählte er, wann er am Morgen aufgestanden war und mit welcher Zahnpasta er sich die Zähne putzte. Seine Raffer hielt er mir direkt unter die Nase, klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter und empfahl mir Mentadent C. Schließlich wechselte er das Thema, sprach vom Essen und zählte eifrig auf, was er am Morgen gefrühstückt hatte. Dann fiel ihm nichts Besseres ein als die Berichte aus dem Fernseher ... *Hoffentlich hat er kein Furunkel am Hintern*, dachte ich, *sonst erzählt er mir seine ganze Krankheitsgeschichte*. Das Haus lag im Hinterhof, eingekeilt von zwei Seitenflügeln. Unsere Wohnungen, die aneinander grenzten, lagen im dritten Stock, Als würde er sich über die neue Nachbarin freuen, klingelte er gleich nach der ersten Nacht Sturm, um mich zu fragen: «Guten Morgen, hast du gut geschlafen?»

II. Ich war ein paar Tage weggefahren. Kubiak hatte mich früh zum Zug begleitet, obwohl ich es nicht wollte. Aber er ließ sich nicht abwimmeln. Zurückgekehrt, stand ich nun vor meiner Tür. Innen steckte ein Schlüssel. Verschlafen öffnete meine Freundin Viola. Sie hatte noch im Bett gelegen, obwohl es schon Mittag war. Die Luft im Zimmer war schneidend. Es roch nach Zigaretten und Alkohol. «Wo warst du denn so lange?», fragte sie. Ich zuckte mit den Achseln. «Er wartet schon», verkündete sie vielsagend. «Du wirst gleich ein Wunder erleben. Er hat dich bestimmt schon gehört.» Und tatsächlich, in dem Moment klingelte es. Mein Nachbar

strahlte über alle vier Backen, als er mich sah. «Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!» Ich schrak zusammen. Woher wusste er, dass ich Geburtstag hatte? Mit stolzer Geste gab er Zeichen, ihm zu folgen. Schon auf der Türschwelle bemerkte ich die feierliche Stimmung seines Zimmers. Auf der Kommode flackerte das Licht einer Altarkerze. Ringsherum, fein säuberlich in Papier eingewickelt, lagen kleine Päckchen mit roten Schleifchen. «Das ist für dich», flüsterte er. Fassungslos starrte ich zu den Geschenken. Er muss verrückt sein, ging es mir durch den Kopf, von dieser Krämerseele will ich nichts. «Sieh mal, du hast nie ein paar anständige Hausschuhe gehabt.» Er tippte mit dem Finger auf schwarze Samtpantoffeln mit roten Stoffrosen. «Solche ziehen nur Hausfrauen mit Kittelschürze und Lockenwicklern an!», zischte ich. «Aber willst du denn immer in den ausgelatschten Botten herumlaufen?» – «Wann werden Sie endlich begreifen, dass ich anziehe, was mir passt. Auch wenn es ausgelatschte Botten sind!» – «Das ist mir zu hoch», stöhnte er hilflos. Ihm zum Gefallen packte ich schließlich aus. Es war sein Tag, nicht meiner, und bei der Mühe, die er sich gemacht haben musste, wollte ich kein Spielverderber sein. Geschenke, die nichts mit dem Wesen eines Menschen zu tun haben, sind mir zuwider. Kubiak aber traf genau den richtigen Nerv. Das französische Parfüm, die englischen Zigaretten und der Pull-over aus dem Westen waren Dinge, die ich mochte. Unmöglich konnte er allein darauf gekommen sein. Ihm musste jemand geholfen haben. Wie ein kleiner Junge stand er aufgereggt neben mir und wartete fieberhaft auf eine Geste des Dankes. In grenzenloser Verlegenheit

bedankte ich mich recht und schlecht. Da trat er schüchtern auf mich zu, um mir einen Kuss auf die Wange zu geben. Die erste Berührung, die er sich wagte, seit dem Tag, an dem ich eingezogen war. Schnell stieß ich ihn zurück. «Gehen wir nachher noch essen?», rief er, als ich schon aus seiner Wohnung lief.

III. Viola thronte einer Königin gleich in meinem Bett, langsam und genüsslich ihre erste Zigarette rauchend. Wie brachte sie es nur fertig, ohne ein Frühstück zu rauchen? Ihr Anblick war schwer zu ertragen. Mein Kimono sah auf ihrer Haut zerknittert und muffig aus, als wären die Motten drin gewesen. Ihre Selbstzufriedenheit drohte mich aus der Fassung zu bringen. Triumphierend sah sie mich an. «Hat es dir gefallen?» – «Du blöde Kuh spielst wohl schon die Kupplerin?», schmiss ich ihr an den Kopf. «Heiliger Vater, was redest du für ein Zeug! Wie hat er auf dich gewartet. Er ist nicht so stumpfsinnig, wie du denkst. Er hat mitgekriegt, wie schlecht es dir geht. Da wollte er dir eben eine Freude machen. Was glaubst du, was er mich jeden Tag wegen der Geburtstagsgeschenke gelöchert hat. Denn, wenn er dir das Falsche gegeben hätte, wärest du doch tobsüchtig geworden.» Sie stockte. Einige Sekunden war Ruhe im Raum. Bevor sie weitersprach, holte sie tief Luft. «Halt dich fest, bei dem, was ich aus ihm herausbekommen habe: Er will dich heiraten!» – «Der Kerl wird ja immer penetranter.» – «Ja, er will auf dich warten, bis du von alleine kommst, er ist der Meinung, dass sich Liebe nicht erzwingen lässt.» – «Dieser Schleimer, so offen hat er sich noch nie ausgedrückt.» – «Er meint es ernst. Er

weiß auch schon, was er nach der Hochzeit machen will.» Mir blieb die Spucke weg. «Er möchte eure Wohnungen zusammenlegen. Aus deiner soll das Wohnzimmer, aus seiner das Schlafzimmer werden.» – «Eher bringe ich mich um!», schrie ich sie an. Viola bewegte endlich ihr Hinterteil aus dem Bett. Sie war eine jener Schönheiten, die sich schnell verzehren. Noch funkelten ihre großen grünen Augen wie die eines Raubtieres, besonders wenn sie erregt war. Zu allem Überfluss hatte ihr die Natur rote Haare geschenkt. Sie trug sie auf Schulterlänge, ganz schlicht und einfach. Ihr warmer, weicher Körper war schon der einer erfahrenen Frau. Ihr haftete ständig ein Hauch von Schlampigkeit an. Vielleicht kam es von dem süßlichen Geruch ihrer Haut. Einige Zeit waren wir uns sehr nahe. Viola war die faulste Person, der ich je begegnet bin. Den Gipfel der Zufriedenheit erreichte sie im Nichtstun. Wie sie zehn Jahre durch die Schule gekommen war, blieb ein Rätsel. Zwei Jahre war sie sogar als technische Zeichnerin arbeiten gegangen. Doch als ihr ein Musiker über den Weg gelaufen war, der das Geld bündelweise in den Hosentaschen trug, schmiss sie den Job hin. Unglücklicherweise war er nicht gerade sachte mit ihr umgegangen. Er forderte seinen Tribut, indem er sie verprügelte. Einmal brach mitten in der Nacht ein Heidenkrach los. Während ich schlaftrunken hochfuhr, wurde die Tür vom Nebenzimmer aufgerissen und Viola kam splitternackt herausgeflogen. Ihr Freund stürzte wie von Sinnen hinterher, wild auf sie einschlagend. Viola gab keinen Ton von sich. Doch als der Sturm vorüber war, sah ich ihr von Tränen aufgelöstes Gesicht. Am nächsten Tag kamen dann die Beulen und blauen

Flecken. Vor vier Monaten war sie von ihm abgehauen. Seitdem wohnte sie bei mir. In der Regel blieb sie solange, bis Streit in der Luft lag. Dann verschwand sie urplötzlich, ohne eine Nachricht hinterlassen zu haben. Viola war eine geniale Anpassungskünstlerin, die es verstand, sich jede Situation anzueignen. Am liebsten mochte sie meine Freunde, die sie mir oft auszuspannen versuchte. Bekam sie einen Mann ins Visier, konnte sie sich schlagartig, von einer Sekunde zur anderen, verwandeln. Da bekamen ihre Augen plötzlich einen satten Glanz, die schweren Wimpern wippten samtig im Licht, und ihre wulstigen Lippen wurden mit einem Mal ganz feucht. Diesem Sog zu widerstehen, schien fast unmöglich, wo doch die Gier, die ihre Augen verrieten, von einer solchen Intensität war, dass alle Gegenkräfte über kurz oder lang erlahmen mussten. In solchen Momenten wurde sie ganz still. Wenn sie redete, wählte sie meist Bücher, die sie nie gelesen hatte. Maupassant, Stendhal und Zola waren ihre Favoriten, mit denen sie eine Art Ouvertüre gestaltete. Zum größten Teil gab sie Wissen wieder, das sie bei anderen aufgeschnappt hatte. Offensichtlich schienen die betörten Männer von ihrer Bildung ganz verzückt zu sein. Im Ritual der Erotik ist völlig egal, wovon gesprochen wird. Da knistert jedes Wort. Sie wusste genau, welche Schmeicheleien ein Typ hören wollte. Sie sagte nicht: «Du hast so schöne Muskeln», sondern fragte erregt: «Hast du dich schon öfter geprügel?» Von da ab sah ich den Mann oft im gleichen eng anliegenden Nicky die Straße entlanglaufen, welches seinen Oberkörper so stattlich betonte. Oder sie fing von ihrem Vater an, der angeblich fünf oder sechs Sprachen

beherrschte. Sie genoss es, zu sagen: «Griechisch und Latein sind seine Lieblingssprachen.» – «Was macht er denn?», konnte man nur noch ehrfürchtig fragen. «Mein Vater ist Theaterkapellmeister.» In Wirklichkeit war er nur Verwaltungschef. Und sprach sie von ihrem Freund, klang es ebenfalls eindrucksvoll, wenn sie sagen konnte: «Er ist Musiker.» In ihren Verführungskünsten war Viola eine hemmungslose Meisterin, die, geschickt wie eine Spinne, ihr Netz sponn, bis das Opfer willenlos in ihren Bann geriet. Nie gab sie jemanden das Gefühl, die Lage zu beherrschen. Im Gegenteil. Ihre Aktivitäten waren ohne große Gebärden, während sich die Männer in der Regel wie stolze Gockel vor ihr aufplusterten. Sie nahm ihre Eitelkeiten und Komplexe gelassen hin, konnte sie doch den satten Genuss, der auf sie wartete. Für sie war es ein Triumph, einen Mann rumzukriegen. Je uneinnehmbarer die Festung, desto größer ihre Beharrlichkeit. Nichts weiter als ein Spiel, das Aufregung versprach. Hier lernte sie die Menschen besser kennen, ihre Abgründe, ihre Höhen und Tiefen. Im Bett, ohne die Masken des Alltags, sind Menschen schutzloser als anderswo. In der Begierde spürte sie. Das war ihre Art, gegen eine wohlgefällige und verlogene Moral vorzugehen. Es genügte ihr zu wissen, sie richtete die Männer nicht. Viola legte es nicht darauf an, andere zu beherrschen. Ihre Abneigung richtete sich eher gegen Frauen, die die Treue als wichtigste Tugend der Ehe priesen. Da konnte ich warten, bis sie deren Männer verführte. Ich habe mich oft gewundert, wer alles aus ihrem Schlafzimmer kam. Sie wohnte mit dem Musiker, der regelmäßig auf Tour ging und sie allein ließ in einer Dreizim-

merwohnung. Aus Paris kam manchmal eine ungemein schöngestige Person, ein Professor, und brachte billige Geschenke mit. Und gerade er war ihre heimliche Erfüllung, auch wenn sie nur ein paar Tage im Jahr von ihm beschlafen wurde. Seine Ehefrau, ebenfalls Professorin, blieb vorsorglich in Paris beschäftigt.

IV. Viola war ich nicht in Berlin begegnet, sondern in einer mitteldeutschen Kleinstadt. Damals ging ich öfter in die Studentenclubs. Eines Tages sah ich sie lässig am Klavier stehen. Musik bewegte die Wände. In ihrem ganzen Wesen lag eine Souveränität, die ich von wenigen Frauen kannte. Ich ließ sie nicht mehr aus den Augen, fieberte Woche für Woche auf einen Moment, sie kennenzulernen. Selten faszinierten mich Menschen vom ersten Augenblick so wie sie. Mit siebzehn Jahren, einem Alter, wo Männer anziehend werden, wurde sie zu meiner wichtigsten Begegnung. Ihr Gang war selbstverständlich der einer Katze, und ihr Lachen war warm. Schaute sie jemanden an, gab sie ihm das Gefühl, von ganzem Herzen verstanden zu werden. Während die Studentinnen wichtigtuersiche Gespräche führten, um den Männern zu zeigen, dass sie denken konnten, stand Viola einfach nur da, mit ihren großen grünen Augen offen in die Runde schauend. Über sie grassierten die wildesten Gerüchte, denn in einer Kleinstadt genügt es, einen Ausländer als Freund zu haben – ihrer kam aus Kambodscha –, da war man in den Augen der Leute eine Hure. Ich glaubte kein Wort. Je schlechter über sie geredet wurde, desto neugieriger wurde ich. An dem Tag, an dem wir uns das erste Mal verabredeten, kann ich mich

nicht mehr erinnern. Doch wir sahen uns bald bei jeder Gelegenheit. Ich war nicht enttäuscht. In ihrem Charakter lag eine kolossale Respektlosigkeit gegenüber allem Langweiligen. Sie lebte ihre Gefühle ganz aus und verachtete jeden biedereren Kleingeist. In der Stadt studierten die Söhne und Töchter gehobener Familien, die alle einen ausgeprägten Sinn für Besitz und den damit verbundenen geistigen Werten mitbrachten. Auch wenn der Krieg solchen Familien viel genommen hatte, so lebten ihre Überzeugungen fort. Die Kinder sollten die Pleite der Eltern vergessen machen. Sie lebten in der hemmungslosen Gier nach Aufstieg und Wohlstand. Äußerlich demonstrierten sie das Gegenteil – sie trugen lange Haare, Blue Jeans, den obligatorischen Parka. Viola fiel da heraus. Ihr Benehmen, die Art wie sie sprach, war anders. Sie machte keinen Hehl aus ihren Schwächen, schämte sich nicht, makelhaft zu sein, und scherte sich einen Dreck um die öffentliche Meinung. Es gab genügend Menschen in der Stadt, die sie, so wie ich, ebenfalls mochten, ihr Haus war regelmäßig gut besucht. Bereits die Atmosphäre ihres Zimmers, sein Geruch, das Licht, die Art der Einrichtung genügten, um bedrückende Gefühle wenigstens für einen Moment loszuwerden. Um einen Gast ins Leben zurückzuholen, kochte sie erst einmal ein kräftiges Essen. Bei ihr ging die Liebe durch den Magen, nirgendwo habe ich damals besser essen können. Doch kochte sie nicht nur für die Freunde, auch Fremde behandelte sie wie ihresgleichen. Nicht nur ich fühlte mich frei und zwanglos in ihrer Nähe. Sie mochte die Menschen so wie sie waren, ohne sie ändern zu wollen. Ihre Mütterlichkeit wickelte mich

ein. Bald verdiente ich für uns die Brötchen. Während ich am Fließband einer Werkhalle bei NARVA stand, ging sie ihren Ausschweifungen nach. Meine Arbeit war nicht gerade mühselig, aber auch nicht leicht. Alle fünf Sekunden mit den Armen einen Glaskolben hin und her zu führen, erfordert nur eines: sich acht Stunden dem Rhythmus des Fließbandes zu unterwerfen. Kein Messinstrument, keine Zahl, keine Worte können die endlosen Stunden wiedergeben, die ich dort verbrachte. Als ich vom Meister erfuhr, dass es sechzehntausend Glühlampen waren, die unser Fließband in einer Schicht herstellte, sagte mir das nichts. Er hätte ebenso von hunderttausend sprechen können. Wozu hatten all diese Menschen eine Schule besucht, wozu Fremdsprachen gelernt, Wurzeln gezogen oder Gleichungen aufgestellt? Während ich einen Kampf mit der Zeit und meinem Körper führte, schweiften meine Gedanken ab. Mit halbem Bewusstsein war ich bei der Arbeit, mit halbem in meinen Träumen. Nur so war die Arbeit erträglich. Ich mied den Blick zur Uhr, die am Ende der Halle uns alle in Schach hielt. Wer einmal erlebt hat, wie die Zeit still zu stehen scheint, der kann verstehen, was Warten bedeutet. Sobald ich Hunger und Durst bekam, aufs Klo musste oder eine qualmen wollte, wurde die Zeit zur Ewigkeit. Die drückenden Bedürfnisse des Körpers erstickten jeden Gedanken. Stunde um Stunde vorwärtskämpfend, bis das ersehnte Signal mich erlöste, legte ich unter der Dusche die Arbeit ab, so wie man einen zu engen Schuh auszieht, der einen den ganzen Tag geplagt hat. Zu Hause erwartete mich eine zerfledderte Bude, dreckiges Geschirr und ein leerer Kühlschrank.

Nicht eine Brotkrume war übrig gelassen worden. Meine Freundin war, mit meinen Klamotten auf dem Leib, ausgegangen, um in der Regel im Morgengrauen zurückzukehren. An der Art, wie sie mit mir umging, konnte ich bald erkennen, dass ich der letzte Trottel für sie war. Ihren Ansprüchen konnte ich nicht genügen, lag ich doch weit unter dem Niveau des Menschen, den sie sich erträumte. Langsam veränderte das mein Bild von ihr. Es dauerte nicht lange, da waren wir meilenweit voneinander entfernt. Ich sah ihr beim Waschen zu, wie sie auf den kalten Dielen stehend ihre schweren Titten einseifte. Und zum ersten Mal sah ich mich in die Situation von Männern versetzt, die von Frauen zu Traumhelden auserkoren waren, ohne an deren wirklichem Leben teilzunehmen. Ich begann zu begreifen, welche verheerenden Missverständnisse zwischen Mann und Frau bestehen können. Eine Frau sieht einen Mann gerne so, wie sie ihn wünscht. Da Viola selbst aus einer Menge Fehlern und Schwächen bestand, dichtete sie den Männern, in die sie sich verliebte, all die heroischen Eigenschaften an, die sie nicht besaß. Sie unterwarf sich in Selbstverleugnung und Aufopferung, aber nur so lange, wie sie keinen Makel entdeckte. Wehe dem Mann, der ihr zeigte, dass er auch nur ein Mensch aus Fleisch und Blut war, der Schwächen besitzt. Dann sah sie sich plötzlich auf ihre eigenen Füße gestellt. Den gewohnten Halt verlierend, spürte sie den Boden unter ihren Füßen schwanken. Aus dem Helden war eine Last geworden, die abgeschüttelt werden musste. Dann suchte sie sich einen neuen. Ihr genügte es, ihre Träume in einem anderen verwirklicht zu sehen, ohne selbst etwas dafür zu tun.

V. Die Einrichtung meiner Wohnung bestand aus dem Notwendigsten, was ein Mensch braucht: Bett, Schrank, Tisch, Stühle – alles aus dem Müllcontainer. Der größte Luxus war ein Röhrenradio, das mir jemand geschenkt hatte. In den Augen meines seltsamen Nachbarn war ich ein unerfahrenes Mädchen aus der Provinz, das er vor dem Leben beschützen wollte. In meiner bescheidenen Existenz sah er den Beweis meiner Unfähigkeit, mit dem Leben klarzukommen, und es dauerte nicht lange, da stuft er mich bereits als Asoziale ein, womit er nicht ganz Unrecht hatte. Er verwendete den Begriff im üblichen Sinn, für alle, die sozial unter ihm standen. Herr Kubiak war ein anständiger Mensch. Besser gesagt, er wollte so erscheinen. Bei ihm waren alle moralischen und geistigen Werte eine Zierde, mit der er sein wahres Wesen versteckte. Aus diesem Grund legte er kleinlichen Wert auf eine gepflegte Erscheinung, an oberster Stelle waren dabei teuer aussehende Stoffe. Seine Durchschnittlichkeit machte ihn fast unauffällig, wäre da nicht sein Verhalten gewesen. Irgendetwas, das spürte ich, war an ihm nicht in Ordnung. Seine Stimme klang infantil,

wirkte fahrig und unsicher. Auf seiner Stirn klebten ständig Schweißperlen, und die Handflächen waren schmierig nass. Doch diese körperlichen Zeichen, manchmal bekam er sogar einen feuerroten Kopf, waren eine Last. Er überspielte sie gern mit seiner Wohlständigkeit. Er gab sich autoritätshörig und dem Gesetz gegenüber ehrfürchtig. Die Lieblingsworte seiner dürftigen Sprache waren *Ordnung*, *Disziplin* und *Sauberkeit*. Er scheute sich nicht, in statthalterischer Manier die gebrechlichen Rentner im Haus, die scheu und ängstlich



vor ihm zusammenschranken, an ihre Pflichten zu gemahnen. Feige wie er war, wurde er grausam, wenn er zu etwas Macht kam. Angesichts des Elends, welches in dem Hinterhaus herrschte, war sein Gebaren lächerlich. In der Wohnung unter mir wohnte eine alte Frau, der die Ärzte die rechte Gesichtshälfte wegoperiert hatten, weil sie an Krebs erkrankt war. Auf unserer Etage hauste ein wahres Ungetüm von Frau, die oben nur noch zwei Eckzähne im Mund hatte und damit aussah wie die Schwester von Graf Dracula. In der ganzen Zeit, in der ich in diesem Haus wohnte, habe ich sie nicht ein einziges Mal nüchtern erlebt. Sie stand ständig im Stoff und wütete im Hausflur wie ein echter Hurrican. Meist landete sie am Schluss mit dem Finger auf meiner Klingel und blieb daran kleben. Oder sie bearbeitete meine Tür mit Fäusten. Ein ungeschriebenes Gesetz besagt in solchen Häusern, dass derjenige, der neu ist, die wenigsten Rechte besitzt. Meinen Spießbrutenlauf hatte ich noch vor mir. Ihr Spektakel wurde abgelöst von den herzerreißenden Schreien aus dem ersten Stock. Dort verprügelte regelmäßig ein Ehemann seine behinderte Frau. Traf ich sie später auf der Straße, war ich ganz erstaunt, sie noch am Leben zu sehen. Zwei Wohnungen im Haus gehörten Knastologen, die ich nie zu Gesicht bekam. Der einzige Mensch, der in dem ganzen Verein keinen Knacks wegzuhaben schien, war Frau Ellmann, die gute Seele des Hauses. Ihr Sohn, ein Fabrikarbeiter, lebte allein, direkt über ihr in einer Wohnung des zweiten Stockwerkes. Alle alten Frauen im Haus waren einmal verheiratet gewesen. Ihre Männer waren im Krieg gefallen. Keine von ihnen vergaß. Alleingeblieben, klammerten sie sich

an die wenigen schönen Augenblicke ihrer Jugend, was die strenge Treue zu ihren verlorenen Ehemännern erklären lässt. Eingeschüchtert durch jahrzehntelangen Terror von Faschismus und Kommunismus versuchten sie, jede Aufmerksamkeit krampfhaft zu vermeiden, was bedeutete, dass sie sich niemals den Mund verbrannten. In ihrem Auftreten glichen sie geisterhaften Wesen, die nur als Schatten ihrer Selbst existierten. Flink und unauffällig huschten sie über Straße, Hof und Hausflur. Auch Kubiak konnte trotz seiner Verschlagenheit nicht über das Elend hinwegtäuschen, in dem er steckte. Nicht zufällig ähnelte er den bunten, leeren Maggi-Tüten, Coca-Cola-Büchsen. Omo- und Dash-Paketen, die den einzigen Wandschmuck seiner sonst so kargen Wohnung bildeten. Die Religiosität, mit der er diese Hüllen versorgte, verlieh ihnen einen Heiligenschein. Wer einmal eine Verpackung von Palmolive in der Hand hielt, der roch förmlich die Seife; der wurde augenblicklich gefangen genommen von ihrem auserlesenen Duft und schließlich trunken vom cremig-weichen Schaum. Man konnte sich geradewegs in die Badewanne hineinräumen, die man sich immer gewünscht hatte. Wen wundert's; Kubiak, der arme Teufel, besaß kein Bad. Noch nicht einmal eine Inntoilette. Er musste mit der öffentlichen Badeanstalt vorlieb nehmen. In sein kleines Hinterhofzimmer verirrte sich selten ein Sonnenstrahl. Seine Bude war mit dem gleichen Sperrmüll vollgestellt wie meine, nur einen einzigen Unterschied gab es: Kubiak besaß einen Fernseher. Er lief Tag und Nacht. Wie viele Wohnungen von allein stehenden Männern blitzte auch seine vor Sauberkeit. Die nackten braunen Dielen zeigten



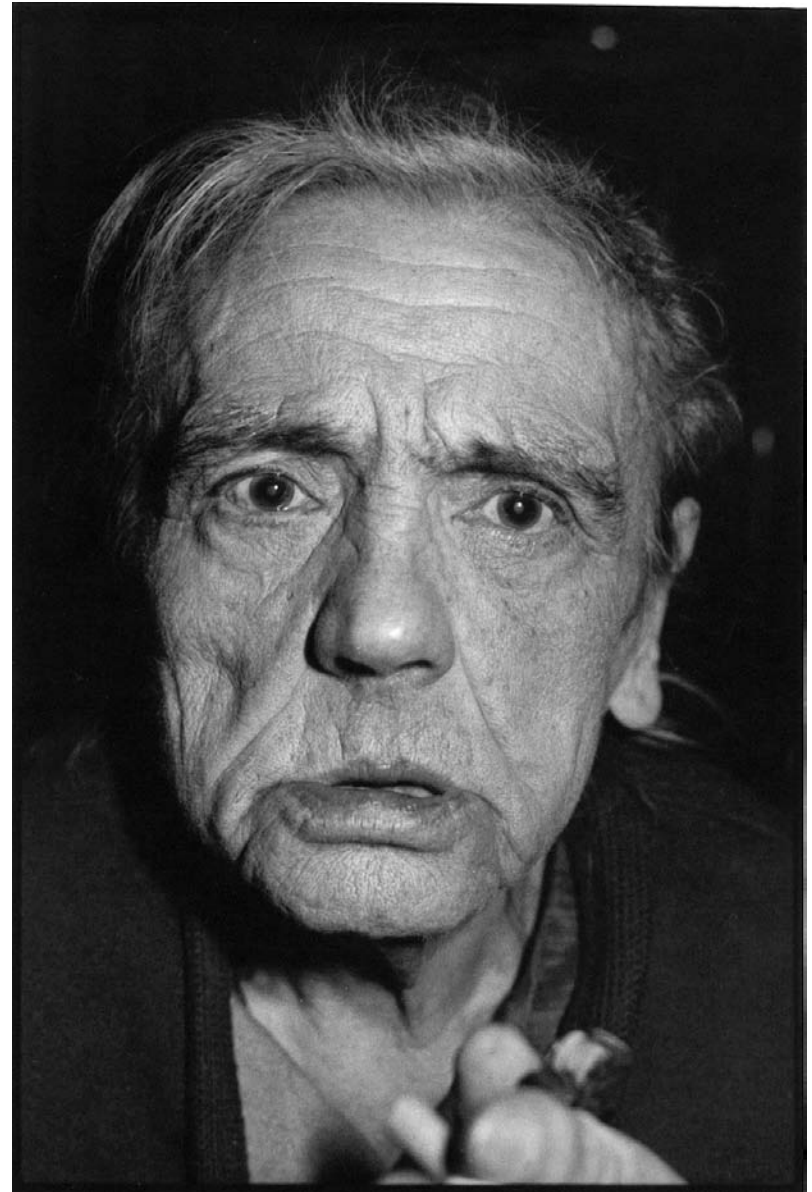
gewöhnlich den warmen Glanz von frischem Bohnerwachs. In Kubiak floss echtes Prenzlauer Berg-Blut. Hinter der rauhen Schale verbirgt sich ein weicher Kern. Der Zorn dieser Menschen geht schnell vorüber und bringt sie einander näher. Wer sich hier prügelt, die unflätigsten Ausdrücke an den Kopf geworfen bekommt oder in alle Ewigkeit verdammt wird, kann sicher sein, dass man ihn mag. Da ist man unter seinesgleichen wie in einer großen Familie. Mein zehn Jahre älterer Nachbar lackierte Wohnzimmerlampen in einer Produktionsgenossenschaft. Das waren die hässlichsten Dinger, denen ich jemals begegnet bin. Noch heute ist es mir schleierhaft, wie sie verkauft werden konnten. Kubiak schämte sich für sein Arbeiterdasein und hielt diese Tatsache für einen gemeinen Makel. Er wäre lieber Unternehmer geworden wie sein Vater, der unter den Nazis eine kleine Baufirma besaß. Wegen unabhkömmlicher Dienste hatte er nicht an die Front gemusst. Unglücklicherweise erschossen ihn die Russen in den letzten Kriegstagen, angeblich weil er eine Frau vor der Vergewaltigung retten wollte. Ich bezweifelte das. Später nannte Kubiak einen anderen Grund, und da merkte ich, dass er die erste Version bereits vergessen hatte. Wieder idealisierte er seinen Vater, stellte ihn als Opfer dar, was nicht verwunderte, denn Kubiak wuchs gerade im Bauch seiner Mutter heran, als der Vater starb. Sein Tod brachte der Familie den wirtschaftlichen Ruin. Die Mutter ging mit drei Kindern in den Westen. Kubiak, der Jüngste, war damals sechzehn und blieb allein zurück. So wurde Abhängigkeit seine typische Eigenschaft, die ihm nichts Gutes brachte. Denn nachdem seine Mutter weg war,

landete er zunächst in einer den Prenzlauer Berg kontrollierenden Bande und dann im Knast. Frauen sah er lieber von Weitem. Ihm genügte es, sie zu beobachten. Zu diesem Zweck saß er stundenlang im Café. Gerade weil sie seine Phantasie so sehr dominierten, traute er sich nicht an sie heran. Er gehörte zu den Männern, die ihre Schüchternheit nie richtig überwinden können und deshalb dazu verdammt sind, in ihrem Panzer zu ersticken. Zwar kam ihm das eine oder andere Wort leicht über die Lippen, jedoch drückte er wirkliche Gefühle so tolpatschig aus, dass es peinlich wirkte. In solchen Momenten bekam er sogar etwas Rührendes. Kubiak war nicht knauserig, wenn er die Anwesenheit eines Menschen brauchte. Da spendierte er und zahlte für die Unterhaltung. Er war es gewöhnt, sich und andere als Ware zu betrachten, die nach Lust und Laune gekauft oder verkauft werden konnte. Ich nehme an, er hatte nichts kennen gelernt, was darüber hinausgegangen war. Manchmal schnappte er sein gespartes Geld und fuhr nach Warschau, um sich eine Prostituierte an Land zu ziehen. Das fand ich merkwürdig, wo er doch einerseits die Begriffe Ordnung und Sauberkeit auch im übertragenen Sinn verwendete – schmutzig waren alle Ausländer, Huren und rotes Gesindel – und andererseits keine Hemmungen hatte, eine polnische Hure zu vögeln. Seine Verachtung für alles Nichtdeutsche ging so weit, seinen Namen zu hassen, weil er polnisch klang. Und, Ironie des Schicksals, Kubiaks Vorfahren kamen aus dem Osten, einem Gebiet, das mal polnisch und mal deutsch gewesen war. Nachdem ich das erfahren hatte, hängte ich an jeden gesprochenen Satz ein

«Herr Kubiak». Das brachte ihn zur Weißglut. Er war wirklich eine merkwürdige Figur, voller Widersprüche, die ihn manchmal zart und mitfühlend erscheinen ließen und manchmal hart. Er kam mir vor wie ein Papierschiffchen, das von Woge zu Woge getrieben wurde, ohne selbst Einfluss auf die Richtung nehmen zu können. In meinen Gedanken und Gefühlen nahm er keinen großen Platz ein. Trotzdem sollte er eine Zeit lang der Einzige sein, der an meinem Leben teilnahm.

VI. Der Winter ging vorüber. Die ersten milden Frühlingstage bliesen die Schwermut aus meinem Herzen. Eines Tages klingelte es wieder Sturm. Der Hausflur war leer. Die Tür zur Nebenwohnung stand sperrangelweit offen, und ein ordinäres Frauenlachen zerfetzte die Luft. «Komm rein», brüllte die alkoholisierte Stimme meiner reizenden Nachbarin. Ich blieb auf der Schwelle stecken, mir wehte ein Gestank entgegen, der mir den Atem verschlug. Irgendwo in einer Ecke musste ein Mülleimer stehen, in dem Essensreste vor sich hin keimten, und dicke Rauchschwaden brachten die Luft zum Stehen. Vorsichtig wagte ich einen Blick ins Innere. Mitten in der Küche saß auf einem Stuhl die alte, zahnlose Xanthippe, bis aufs Unterhemd entblößt, um sich genüsslich ihre nackten Brüste zu reiben. Als sie mich sah, quietschte sie vor Vergnügen und hielt mir eine von ihren verwelkten Titten hin, als ob ich daran lutschen sollte. Dabei zog sie den Rock hoch und machte die Beine breit. «Was glotzt du so blöd?», schrie sie. «Stell dich nicht so an, komm rein und trink einen!» Frau Ellmann, ihre Freundin, nickte mir aufmunternd zu. In

dem Moment ließ die Alte einen fahren, der laut auf dem Stuhl knatterte. Wieder erscholl zwerchfellzerreibendes Gegröle. Mit der rechten Pranke angelte sie nach dem Fusel. Gierig kippte sie einen runter, holte tief Luft und hob zum nächsten Zug an. Plötzlich verschluckte sie sich jedoch, mit aufgesperrten Augen bäumte sie sich nach Luft schnappend auf. Doch der Atem stockte. In der Brust sammelte sich etwas zur Entladung. Im nächsten Moment schleuderte ein heftiger Raucherhusten dicke Schleimfladen aus dem Mund. Frau Ellmann eilte zu Hilfe, um ihr den Rücken zu klopfen. In den kurzen Intervallen, wo die Alte Luft kriegte, murmelte sie krächzend: «Lass gut sein, Ilse ... Kche-kche-kche. Lass gut sein ... Komm, ist gut ... kche-kche-kche!» Durch diesen Anfall wurde auch der Schäferhund langsam wach, der die ganze Zeit in einer Ecke des Korridors gepennt hatte. Sein Anblick war noch grauenvoller als ihrer. Und wenn es stimmt, dass Hunde langsam die Seele ihres Herren annehmen, gab es kein besseres Ebenbild. Er schleppte sich schweren Schrittes vorwärts, das rauhe, glanzlose Fell stand vor Dreck, sah aus wie die Borsten einer Drahtbürste. An manchen Stellen war es ausgegangen, die nackte Haut kam zum Vorschein. Beim näheren Hinsehen erkannte ich dort rote Punkte. Es waren die Einstiche der Flöhe. Eine ganze Kette schlängelte sich über seinen Körper. Träge wedelte er mit dem Schwanz, traurig auf seine Herrin zulaufend. «Senta, meine liebe Kleine, das beste Wesen, das ich habe.» Der Hustenanfall klang allmählich ab, sie wischte sich gerade das Gesicht, da klappten ihre Mundwinkel runter. Tränen liefen über ihre eingefallenen Wangen. «Ich bin



so allein», seufzte sie. «Warum stürze ich mich nicht aus dem Fenster?» Der Hund schien die Worte verstanden zu haben, denn er jaulte schrecklich auf und hielt ihr den Kopf hin. «Alle haben mich verlassen, keiner kümmert sich um mich!» Sie nahm Sentas Kopf und drückte ihn zärtlich an sich. Schwerer Schmerz lag in den Augen beider. So verweilend, wiegten sie ihre Köpfe hin und her, um sich gegenseitig Halt zu geben. Nach Lachen kommt Weinen, sagt ein Sprichwort. So unerwartet war die Wende eingetreten, dass wir fassungslos auf den Boden starrten. Dann ergriff Frau Ellmann das Wort: «Aber Hildchen, beruhige dich doch.» – «Tja, ja ... Tja, ja ...», schluchzte Zimmerlinde vor sich hin. Noch immer wiegte sie den Kopf des Hundes in ihren Armen. «Meiner Schwester haben sie die Brust amputiert, und ich verrecke hier in diesem Loch», brauste sie zornig auf. «Ein Schweineleben ist das.» Sie richtete sich auf, doch im nächsten Moment senkten sich schwer ihre Lider. Sie schlief ein. Zimmerlinde– den Namen hatte ihr Kubiak verpasst, weil sie eine Stubenhockerin war – besaß eine ungewöhnliche Vitalität. Das herrische Temperament stand ihr ins Gesicht geschrieben. Dicke, scharfe Falten durchzogen es, ähnlich jenen Menschen, die im rauen Seeklima des Nordens frühzeitig gealtert sind. Sie war ein äußerst verschlagenes, raffiniertes Weib, mit allen Wassern gewaschen. An Intelligenz besaß sie mehr, als ich ihr zunächst zutraute. Im Gegensatz zu den übrigen Rentnerinnen des Hauses war sie kein passiver, dem Leiden ergebener Mensch, sondern einer, der durch Niederlagen gelernt hatte, mit List vorzugehen. Immerhin war sie schlau genug, die Sozialgesetze zu ihren Gun-

sten auszunutzen. Ursprünglich gelernte Buchbinderin, verdiente sie neben ihrer Rente etwas Geld als Putzfrau in einer Kneipe, die vis-à-vis des Hauses lag. Wo sie auftauchte, zitterte alles vor ihrem cholerischen Temperament. «Der Hund ist scharf!», herrschte sie Leute an, die ihr nicht geheuer vorkamen. Besonders fremde Männer, die in ihren Augen alle Verbrecher waren. Manchmal, wenn wenig Erwachsene in der Nähe waren, jagte sie mit dem Hund die Kinder, die auf der Straße spielten. Sie konnte sie nicht ausstehen, wahrscheinlich weil sie selbst nie welche bekommen hatte. Einmal hatte sie einen Abort, kurz nach der Trennung von ihrem Mann, aber das lag weit zurück. In der Kneipe, wo sie arbeitete, bekam der Chef sie selten zu sehen. Sie war meist krankgeschrieben. Da er sie einstellte, musste er das Krankengeld zahlen. Und er war nicht der Typ, der sich wagte, eine Achtzigjährige auf die Straße zu setzen. Von diesem Geld leistete sie sich ihren ungeheuren Alkoholkonsum. Kurz nach dem Besäufnis nahm sie mich beiseite: «Schließt du nachts die Tür ab und legst die Kette davor?» – «Nein wozu?» – «Man weiß nie.» – «Was wollen Sie damit andeuten? Haben sie Angst vor Einbrechern?» – «Nein.» Und todernt fügte sie hinzu: «Aber vor Mondsüchtigen!» – «Was Sie nicht sagen. Ist Ihnen schon mal einer begegnet?» – «Ja, der Kubiak», sagte sie in seltsamer Betonung.

VII. Keine drei Wochen waren vergangen, da träumte ich merkwürdig. In meiner Wohnung tönte eines Nachts ein Geräusch, das ich nicht kannte. Ich wollte hoch, doch bleierne Schwere zog mich in den Schlaf zurück.

Mit letzter Kraft raffte ich mich zusammen, um aufzustehen. Doch weder Arme noch Beine gehorchten. In meinem Kopf herrschte die unendliche Trägheit des Schlafes, der mich in seine Tiefe zog. Bleib wach, impfte ich mir ein, bleib bloß wach. Doch vergebens. Im nächsten Moment war ich wieder weg. Am Morgen erwachte ich ganz normal in meinem Bett. Nachmittags am Fließband vergaß ich den Traum langsam. Erschöpft erreichte ich nachts meine Wohnung. Kaum lag ich im Bett, war ich schon eingeschlafen. Doch wie vom Blitz getroffen, schnellte ich hoch. In meiner Wohnung vernahm ich dasselbe Geräusch, von dem ich geträumt zu haben schien. Es gab keinen Zweifel, jemand war in meiner Wohnung. Der Schreck fuhr mir durch alle Glieder und ließ mein Herz in die Kniekehle rutschen. Um mich herum war tiefe Nacht. Weit und breit kein Licht. Ich saß in einer Falle. Keine Möglichkeit zur Flucht. Steif vor Angst tastete ich mich im Dunkeln zur Tür. Sie war geschlossen. Dahinter lag das Geräusch. Den letzten Mut zusammenreißend, drückte ich vorsichtig die Klinke herunter und blinzelte durch den Spalt. Dort stand, einige Schritte entfernt, mein Nachbar hinter der Wohnungstür und durchsägte in aller Seelenruhe die Vorlegete. «Herr Kubiak», brüllte ich aus Leibeskräften. Zu Tode erschrocken, schmiss er mit einem Ruck die Tür zu, und verschwand lautlos. Ich blieb im Korridor stehen und lauschte. Kein Ton deutete auf das Geschehene hin. Waren meine Nerven überreizt?

VIII. Inzwischen war die Hochzeit von Kubiak in aller Munde. Das ganze Haus bereitete sich schon darauf vor. Die Einzige, die keine Ahnung hatte, was ihr blühte, war die auserwählte Braut. Zimmerlinde erging sich in Andeutungen, murmelte hintergründig in ihren Bart hinein: «Seitdem du hier wohnst, war er noch nie so oft zu Hause.» Jemand aus dem Vorderhaus gratulierte mir zum bevorstehenden Ereignis. Da platzte mir endgültig der Kragen. «Was reden die Leute, Sie wollen heiraten?», schleuderte ich Kubiak frech ins Gesicht. «Die sehen Kühe auf der Weide, wo gar keine sind», gab er gelassen zur Antwort. Aber schon kreiste er mich ein, eine Taktik, die er von den Bullen gelernt haben musste. Mit unendlicher Geduld lag er Tag und Nacht auf der Lauer, spitzte Augen und Ohren, registrierte jede Einzelheit, jede klitzekleine Veränderung, jede Stimme, jeden Laut, der durch die Wand drang, um mir ganz allmählich meine Privatheit zu rauben. Von jetzt ab war ich nicht mehr allein. Ich besaß einen stillen Beobachter. Kubiaks Art, einer Frau den Hof zu machen, glich einerseits der einer Katze, die um den heißen Brei herumschleicht. Er verwickelte sie in ein Netz von Abhängigkeiten, um sie in sicherer Nähe zu wissen. Dabei brauchte er nie direkt zu werden. Andererseits wartete er wie eine Hyäne auf den Moment, wo sein Opfer schwach zu werden begann. Dann konnte er sich darüber hermachen. Ungeachtet dessen spielte er sich nach außen wie mein Bruder, mein Vater, mein Lehrer auf. «Du bist mit der Treppe dran», ermahnte er mich, oder: «Wir brauchen neues Klopapier». Mein Klingelschild gefiel ihm nicht. Er riss es ab, um es gegen eins einzu-

tauschen, das seinem Geschmack entsprach. Auch mein Eisenfahrrad, das aus den dreißiger Jahren stammte, konnte er nicht ausstehen. «Du siehst so hässlich damit aus», zischte er. Eines Tages stand es nicht mehr an gewohnter Stelle. Da Treppenreinigen Weiberarbeit für ihn war und Zimmerlinde auf ihr hohes Alter pochte, fiel das Los auf mich. Warum sollte ich nach ihrer Pfeife tanzen? Außerdem ekelte ich mich. Die helle Wand des Treppenflurs war vom schmutzigen Fell des Hundes so schwarzgescheuert, dass der Dreck wie ein öliger Film über dem Lack klebte. Das Ganze verbreitete einen so üblen Gestank, dass ich mir die Nase zuhalten musste. Trotz seiner jungen Jahre war der Hund vom täglichen Kartoffelpamps bereits so überfettet, dass er schwerer die Treppe hochkeuchte als seine steinalte Herrin. Mit hängender Zunge schleifte sich das Vieh die Wand entlang. Zu Menschen, die arbeiten, gesellen sich gern Zuschauer. Kaum griff ich zu Scheuerlappen und Besen, kam Kubiak wie ein schlauer Fuchs aus seinem Bau, um seine Beute zu ködern. «Ich habe eine Levi's für dich. Sie ist schon getragen worden, aber sieht noch gut aus. Da du wenig Geld hast, nimm sie, so eine Gelegenheit bietet sich nie wieder.» Hastig eilte er ins Zimmer, sie zu holen. Mein Leben ähnelte langsam einer Belagerung. Auch als ich ihm zeitweise aus dem Weg ging, steckte er wöchentlich rote Rosen durch den Briefschlitz. Oder er schrieb kleine Zettelchen mit Belanglosigkeiten. Da stand dann drauf, welcher amerikanische Film im Kino gezeigt wurde. Sein Geschmack war der reinste Horror. Ich fackelte nicht lange. Alles flog in hohem Bogen in seine Bude zurück. Doch Kubiak war nicht umsonst in

Berlin aufgewachsen. Er war an Katastrophen gewöhnt. Der Notstand gehörte zu seinem Alltag. Deshalb behielt er in unseren Auseinandersetzungen immer den längeren Atem. Stunden später lag der ganze Kram erneut in meinem Korridor. Es folgten Wochen, da waren diese Zeichen die einzige Kommunikation. Doch einem Nachbarn, der einem so stark auf die Pelle rücken konnte, war nicht ohne Weiteres aus dem Weg zu gehen. Entweder ich kam mit ihm aus, oder ich riskierte einen Krieg. Letzteres wäre zum damaligen Zeitpunkt schlecht für mich ausgegangen. Denn schließlich war er auf heimischem Terrain, kannte jede Ecke und jeden Winkel in der Gegend wie seine Westentasche und kämpfte dabei noch mit ganzer Kraft. Ich dagegen ließ von Natur unbesümmert den lieben Gott einen frommen Mann sein. Seltsamerweise trafen sich unsere gegensätzlichen Gefühle an einem ganz anderen Punkt. Seine Eigenarten nahm ich mehr als Verschrobenheit, schon längst war er für mich ein komischer Kauz geworden, der nicht mehr ganz richtig ist im Kopf. Denn außer der Tatsache, dass wir beide arme Schweine waren, die zufällig im gleichen Haus wohnten, hatten wir nichts Gemeinsames. *Der Klügere gibt nach*, dachte ich und änderte mein Verhalten. Der Gefahr bewusst, dass jemand, dem der kleine Finger gereicht wird, auch die ganze Hand nehmen kann, begegnete ich ihm von nun an mit distanzierter Freundlichkeit. Er sollte sich die Zähne daran wundbeißen. «Wie geht es Ihnen?», fragte ich eines Tages mit überschwenglicher Freude meinen verdutzten Nachbarn. Er lud mich zum Abendbrot ein und ließ sich nicht lumpen. Auf dem Tisch standen lauter Delikatessen, die

eine Stange Geld gekostet hatten. Als Gegenleistung kochte ich sonntags und brachte ihm eine Portion rüber. Ich weiß nicht, wo er seine schmutzige Wäsche hinbrachte. Ab und zu übernahm ich es, ein paar Hemden zu waschen, was er jedesmal gut bezahlte. Kubiak half auch, als ich mit Fieber im Bett lag, kaufte ein, kochte Kaffee und schleppte was zu essen ran. Er war sich nicht zu schade, Kohlen hochzuholen und zu heizen. In solchen Momenten überkam mich der Gedanke, dass er froh war, bei mir ein zweites Zuhause zu haben. Schon überfielen mich Gewissensbisse, ihn in einem zu schlechten Licht gesehen zu haben. Er kümmerte sich immerhin um mich. Damals gab es niemanden, der so viel Anteilnahme für mich aufbrachte wie er. Eines Nachts kam ich wieder müde von der Arbeit, lief fast schon im Halbschlaf die Treppen zum dritten Stock hoch, wo mich freudestrahlend mein Nachbar empfing. «Oh, es tut mir Leid, ich kann heute nicht mehr quatschen, ich bin erledigt und schlafe gleich im Stehen ein», stöhnte ich und ließ ihn stehen. Als ich mich im Zimmer gerade ausziehen wollte, fiel mein Blick aufs linke Fenster, wo ein seltsames Glitzern die Dunkelheit durchbrach. Ich knipste das Licht aus. Zu meinem Schrecken gewahrte ich jetzt eine Fratze hinter der Scheibe. Einen Augenblick blieb mir das Herz stehen. Das war unmöglich! Ich befand mich im dritten Stock, und das gegenüberliegende Haus war zehn Meter entfernt! In Windeseile riss ich das Fenster auf. Vollkommen versteinert glotzte mich das Babygesicht Kubiaks an. In der Hand hielt er seinen runden Rasierspiegel. Drei Meter neben meinem Fenster grenzte das Dach des Seiten-

flügels an, das ich nie beachtet hatte. Auge in Auge blieben wir durch den Schreck sekundenlang ineinander gebannt. Unter uns ein tiefer Abgrund, der Kubiak das Leben gekostet hätte, wenn er hinübergesprungen wäre. Da endlich löste sich meine Stimme: «Herr Kubiak!», schallte sie tief in den dunklen Hof hinein.

IX. Es klingelte wieder einmal Sturm. Mit der Seelenruhe eines Menschen, in dessen Gegenwart eine Bombe platzen konnte ohne dass er es bemerkt hätte, ließ ich es geschehen. Da das Klingelkonzert kein Ende nahm, ging ich schließlich öffnen. Draußen stand Zimmerlinde. Ihr Anblick war zum Gotterbarmen. Sie weinte hemmungslos in sich hinein. Meine Knie wurden weich wie Pudding. Keinen Satz zu Ende bringend, stammelte sie tränenüberströmt nur ein einziges Wort – «Senta». Ich packte sie am Arm und zog sie in die Küche auf einen Stuhl. Krämpfe durchzuckten ihren ausgebrannten Körper. Fast dachte ich, sie würde vor meinen Augen sterben. Sie schrie wie ein angestochenes Tier. Ihr Unglück begann mich zu beugen. Geistesabwesend starrte sie wie eine Irre die Wand an, um Augenblicke später wieder in sich hinein zu wimmern. Sie sah aus wie jemand, der gerade einen Weltuntergang erlebt hat und dessen Erschütterungen wie Stromstöße durch Mark und Knochen gingen. Dann stand sie zitternd auf, hielt sich krampfhaft an mir fest und gab ein Zeichen, sie rüber zu bringen in ihre Wohnung. Die Hundekiepe im Korridor stand leer. Willenlos sank Zimmerlinde ins Bett. Ich sah mich neugierig um. Trotz des hellen Tages war es duster. Die Einrichtung sah abgestoßen und ver-

braucht aus. Über dem Bett lächelte mir eine gutaussehende, lebenskräftige Frau entgegen, einen Schäferhund an der Leine. Es war eine Photographie von Zimmerlinde, die ich kaum erkennen konnte. Der Verfall verändert die Physiognomie mit der Zeit. Welcher Photograph schafft es einmal, Jahr für Jahr von demselben Menschen ein Bild zu machen, von seiner Geburt bis zum Tod? Denn was wissen wir schon über das Leben! An den Gesichtern, den Körpern erkennen wir es. Langsam hellte sich ihr Bewusstsein. Ihre arme Senta lag über uns auf dem Dachboden in einen Sack eingewickelt. Der Arzt hatte ihr gerade die letzte Spritze gegeben. Das Tier war am Morgen zusammengebrochen. Sein Herz war so verfettet gewesen, dass es kaum noch Kraft zum Schlagen fand. «Sind Sie dabei gewesen, als sie die Spritze bekam?», fragte ich. «Nein. Das hat der Arzt allein getan. Das gute Tier, meine arme, kleine Senta, sie war so gut zu mir.» - «Wir werden einen neuen Hund holen.» - «Nein», schrie sie. «Ich will keinen mehr.» - «Warum denn nicht?» - «Zuerst habe ich Rex verloren, meinen ersten Schäferhund. Dann kam Senta. Einen dritten würde ich nicht überleben. Ich sterbe bald.» Nie zuvor empfand ich Einsamkeit er-

drückender. Ihre Schwester lag im Sterben. Die wenigen Lebenszeichen, die sie von ihr erhielt - sie wohnte nur dreiBig Minuten entfernt - waren Briefe und Karten, die zweimal im Jahr, zum Geburtstag und zu Weihnachten, kamen. Da standen solche stereotypen Redewendungen wie: «Einen herzlichen Gruß von Deinen Lieben» oder «Glück, Gesundheit und ein langes Leben, Deine Gertrud». Einmal besuchte sie der Schwager, einer ihrer «Lieben», der das Ende seiner Frau nicht abwarten konnte und bereits die Heiratsannoncen studierte. Mich



verwunderte die Gleichgültigkeit, mit der er über seine sterbende Frau sprach. Er saß Zimmerlinde gegenüber, trank ihren Schnaps, rauchte ihre Zigaretten und machte sich bloß darüber Gedanken, wer ihn in Zukunft versorgen würde. Die Gespräche der beiden drehten sich ausschließlich um praktische Dinge und hatten sich bald erschöpft.

X. Eines Tages tauchte Viola auf, die längst ausgezogen war. Wir tranken Wein, hörten Musik und tratschten über alle Welt. Unsere Gedanken entzündeten sich aneinander, in zwei Stunden wurden die Erlebnisse ganzer Wochen ausgetauscht. Fieberhaft glitten wir in Euphorie. Aus heiterem Himmel sprang sie mittendrin auf und rannte aufs Klo. Da ich einen Punkt erreicht hatte, wo ich meinen Redeschwall nicht mehr bändigen konnte, lief ich hinter ihr her. Doch kaum war ich aus der Wohnung, traute ich meinen Augen kaum. Da klebte Kubiaks Kopf an der Klotür. «Sie altes Schwein!» brüllte ich, dass es jeder hören konnte. «Sie glauben wohl schon unsichtbar zu sein.» Der Schock rieselte durch seine Glieder. Er muss nicht mit mir gerechnet haben. Dann stürzte er an mir vorbei in seine Bude. In der Klotür entdeckte ich ein kleines Löchlein. Als ich durchblinzelte, sah ich Violas gespreizte Schenkel auf dem Klobecken. Nun lag die Lösung eines wochenlangen Rätsels in Sicht. Es war mir spanisch vorgekommen, warum er die Angewohnheit besaß, jedesmal in der Tür zu stehen, wenn ich von der Toilette kam. So sehr ich mir Mühe gegeben hätte, ich hätte nie etwas entdecken können. Aber es blieb nicht bei dem einen. Im Zimmer fühlte ich mich relativ sicher

vor seinen Blicken. Das linke Fenster war durch ein Rollo abgesperrt worden. Das zweite Fenster, rechts, war frei. Von dort, nahm ich an, würde keine Gefahr drohen, denn das Haus gegenüber war ein Verwaltungsgebäude. Nach siebzehn Uhr wurde dort alles dicht gemacht. Wie konnte ich ahnen, dass Kubiak diese Schwachstelle nutzen würde, um seine Gier zu befriedigen. Eines Abends zog ich mich gerade mal wieder aus und sah dabei zufällig zum Fenster. Da löste sich hinter dem Schornstein eine dunkle Gestalt. Ich brauchte nicht lange hinüberzusehen, um zu wissen, wer es war. *Fremder Mann, / schau mich an, / nur du bist Schuld daran, / dass ich nicht schlafen kann*, drang die Stimme Marianne Rosenbergs durch die Wand. Abends die des Nachrichtensprechers. *Nanu*, dachte ich, *so deutlich waren doch die Geräusche nie gewesen, die aus seiner Wohnung drangen!* Ich klopfte jeden Zentimeter der Mauer ab, vergebens. Keine hohle Stelle. Da platzte mir die Geduld und ich beschloss, alles öffentlich zu machen. Mein Leben war es schon, da konnte es auch das von Kubiak werden. Nach dem Motto «Ein Lauscher an der Wand hört seine eigene Schand», beschrieb ich jedem Besucher Kubiaks Eigenschaften bis ins kleinste Detail. Eines Tages, als ich gerade in voller Lautstärke über ihn herzog, gab es hinter der Mauer einen mächtigen dumpfen Knall. *Jetzt ist er ohnmächtig geworden*, murmelte ich zu mir. Bald kannte er alle Freunde und Bekannte in- und auswendig; horchte, fühlte, fieberte, schwitzte, liebte, hasste und wichte in stiller Lust hinter der Wand. Doch das war ihm nicht genug. Die Post blieb aus. Briefe verschwanden aus dem Kasten, tauchten nicht mehr auf.



Meine Schwester beschwerte sich eines Tages am Telefon über meine Schreibfaulheit. «Aber du hast mir doch gar nicht geschrieben», maulte ich. «Oh doch, hast du denn nichts erhalten?»

XI. Der Sommer kam. Meinen Nachbarn zog es nach Warschau. Endlich Luft zum Atmen, dachte ich. Worin ich mich gründlich täuschen sollte. Täglich schickte er seine Ansichtskarten. Er fürchtete nicht ohne Grund, in Vergessenheit zu geraten. Noch bevor Kubiak zurückkehrte, fuhr ich weg. Im Septembr brachte ich meinen Freund mit, den ich in Violas Heimatstadt kennengelernt hatte. Er war mitgekommen, um in Berlin zu arbeiten. Wir wohnten in meinem kleinen Zimmerchen. Kubiak begriff nicht, was passiert war. Zunächst stellte ich die beiden vor. Der erste gemeinsame Abend endete in einem Besäufnis. Kubiaks quirliger Redefluss war nicht zu stoppen. Er bestimmte von Anfang an die Unterhaltung, war quietschvergnügt, gurrte, krächte und lachte in einem fort. Mit seinen Händen ruderte er in der Luft herum wie ein Ertrinkender; doch, wollte ich seinen Worten Glauben schenken, es ging ihm prächtig. Kubiak überließ, wie Viola, das Denken den Menschen, die dafür bezahlt werden. Alles war bei ihm schon vorgekaut. Zwar sickerte in seinem Berliner Temperament manchmal ein Impuls an die Oberfläche, der nach etwas Eigenem, Individuellem aussah; so, wie es resistente Pflanzen schaffen, sich einen Weg durch die Ritzen des Betons zu bahnen. Aber unter dem Gewicht seiner gewohnheitsmäßigen Schablone war seine Individualität längst zusammengebrochen. Drei Monate brauchte

Kubiak zum Verstehen. Dann griff er an. Eines Abends ging das Licht in der Wohnung aus. Am Morgen war es wieder da. Abends verschwand es. Im Hauskasten fehlten die Sicherungen. Wir drehten sie rein. Er drehte sie raus. Dann passte mein Schlüssel nicht mehr ins Schloss. Ein Nagel steckte drin. Und eines Sonntagnachmittags bebte Zimmerlinde vor Wut: «Sie alten Schweine!», schrie sie außer sich. «Scheißen die Klobrille voll und lassen den Dreck liegen! Räumen Sie das auf der Stelle weg oder ich hole die Polizei!» Sie riss die Tür zum Klo auf und schob meinen Freund hinein. «Vielleicht fragen sie mal bei Kubiak nach, wir waren in den letzten Stunden nicht auf dem Klo», sagte er beim Anblick der Scheiße. «Sie dreckigen Lügenschweine! Herr Kubiak ist ein sauberer Mensch. Solange ich hier wohne, ist nie so etwas passiert.» – «Es tut uns Leid, aber wir waren es nicht», wollte ich sie besänftigen. Aber da sie mich für eine infame Lügnerin hielt, ging sie wie eine Bestie auf mich los. «Kubiak kümmert sich ums Klopapier und hat eine neue Klobrille gekauft. Sie sind an allem Schuld. Lumpengesindel, Asoziale, Schweinehunde!» Als wir ihr schließlich die Tür vor der Nase zuknallten, donnerte sie mit den Fäusten wild darauf ein. Das Holz zeigte schon Risse. «Kann man heutzutage nicht mal mehr aufs Klo gehen?» Mit diesen Worten schob sie endlich den Riegel vor ihre Tür. Von da ab waren wir Zimmerlindes Feinde, die nun endlich ein Ventil gefunden hatte, ihren angestauten Hass loszuwerden. In der Krise braucht der Mensch einen Feind. Für schwache Menschen ist Hass nur in kleinlichen Formen auszuleben. Wer gibt schon gern zu, jemanden zerstückeln

zu wollen, wenn er nicht als verrückt gelten will. Sie verbündete sich mit Kubiak, der fleißig im Haus das Gerücht verbreitete, ich wäre eine Hure. Der klobige, verrostete Gasherd, den Zimmerlinde ausrangierte, landete vor meiner Tür. Da er den Zutritt zur Wohnung versperrte, versuchte mein Freund ihn wegzuräumen. Da flog nebenan die Tür auf, und Kubiak stürzte sich auf meinen Freund. Im Handumdrehen waren beide zu einem Knäuel verwickelt. Zimmerlinde gab im Hintergrund die Begleitmusik. Ihr cholerasches Gebrüll glich einer Höllenarie. Am Ende hatte mein Freund geschwollene Lippen und Kubiak trug eine Schramme über der Schläfe. Nur Stunden waren vergangen, da glotzte mich wieder eine Fratze im Spiegel an. Ich hatte vergessen, das Rollo herunterzulassen. Es wurde bereits hell. Bald verging kein Tag ohne Prügelei. Dann griff er auch mich an. «Was wäre, wenn du eines Nachts über den Hof läufst und dir zufällig ein Dachziegel auf den Kopf fällt?» Ich ging zur Polizei, um eine Anzeige zu machen. Da nahm mich Zimmerlinde abermals beiseite: «Es wird Unglück geben. Zieht weg!» Drei Tage später packten wir unsere Sachen und verschwanden. Damals arbeitete ich gerade in einem Photogeschäft, nahm Aufträge der Kunden entgegen, zählte Wechselgeld und fotografierte. Die meisten kamen wegen Express-Passbildern. Das war um diese Zeit etwas Seltenes, deshalb standen die Leute Schlange. Und während ich im Laden hantierte, schob sich langsam ein verzweifertes Gesicht vor die Scheibe, das mich bewegungslos anstarrte. In seinem Blick lag Unheilvolles. Zum ersten Mal packte mich Angst. Ich erinnerte mich an die Worte meiner Chefin,

die ich Tage zuvor hier aufgeschnappt hatte: «Zum Teufel! Hier ruft ständig jemand an und meldet sich nicht.»

Sein Gesicht wird mir mein ganzes Leben gegenwärtig bleiben. Seine irren, traurigen Augen verfolgten mich auf Schritt und Tritt. Er war überall, hinter jeder Tür, jedem Fenster, jeder Wand. Von allen Dächern rief es KUBIAK. In der Straßenbahn, den Geschäften, den Kneipen schien er neben mir zu stehen und wie am ersten Tag zu fragen:

»Guten Morgen, hast du gut geschlafen?«

LOTHAR

Immer, wenn ich ihm begegnete, war er in Eile, flitzte wie ein Wiesel die Straße entlang, schien nichts um sich herum zu hören und zu sehen und nagte an einer Tabakspfeife. Er sah jedesmal gehetzt aus, als würde ihn jemand jagen. Über die Schultern gehängt trug er eine abgewetzte Aktentasche aus braunem Leder. Sie war schwer und bog ihn ganz schief. Er war Bote bei der Berliner U-Bahn, trug auch pflichtgemäß deren Uniform, doch schien er sie nicht besonders zu pflegen. Sie stand vor Dreck.

Als ich ihn kennen lernte, war er fünfzig, sah älter aus und wirkte verbraucht. Trotz seiner knabenhaften Figur.

Unsere Wege kreuzten sich öfters. Seine Arbeitsstelle lag zwei Häuser von meiner Wohnung entfernt, mitten im Stadtzentrum. Einmal, als ich gerade aus dem Haus kam und auf die Straße trat, schoss er wieder an mir vorbei. Diesmal sprach ich ihn an. Eigentlich hatte ich allerlei Beschimpfungen erwartet, doch war er auf der Stelle freundlich, als ob er mich kennen würde. Ich war sicher, ihm nie aufgefallen zu sein. Als ich sagte, dass ich ihn photographieren wollte, tat er nicht überrascht. Im Gegenteil. Eher selbstverständlich führte er mich auf den dunklen Hof seiner Arbeitsstelle. Das war eine alte, hohe Mietskaserne aus der Gründerzeit, in der auch Geschäftsräume lagen. Als ich die ersten Aufnahmen machte, stand er fast stramm, als würde er Befehle erwarten. Sein Gesicht sah gleichgültig aus, es war ihm egal, dass er photographiert wurde. Und nachdem ich